Der Hausfreund
UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT“
Nr. 49 Lemberg, am 8. Christmond (Dezember) 1929

Der verlorene Sohn

Roman von Elsbeth Borchart.

14)

Man hatte ihn nach Berlin transportiert, und er saß nun in Moabit im Untersuchungsgefängnis, so nahe seinem Heim, seiner jungen Frau, aber hohe Mauern und vergitterte Fenster trennten ihn von ihr.

Die Anklage lautete auf Unterschlagung und Veruntreuung von Mündelgeldern und anderen ihm anvertrauten Geldern und zwar in bedeutendem Umfang, unter erschwerenden Umständen, mit raffiniertem Geschick eingeleitet.

Die Untersuchung war in vollem Gange, sie brachte ein so erschreckend belastendes Material zu Tage, daß es erfolglos gewesen wäre, zu leugnen.

Grunow tat es auch nicht. Finster und in sich gekehrt saß er in seiner Zelle, ein Schatten von dem, was er einst gewesen war.

Ein wahnwitziges Lächeln umspielte zuweilen seine Züge, und dann ballte er wieder die Fäuste in wildem Grimm und stieß gegen jemand Flüche und Verwünschungen aus.

Arme, arme Inge! So jung noch, so zum Glück geschaffen und nun dieses herbe Los! Wenn sie die Wahrheit erst nur überstanden hätte! Dann wollte die Mutter mit ihr Berlin verlassen und daheim in Buchenau die Wunden verbinden, die das Schicksal ihr so grausam geschlagen hatte.

Wieder waren vierzehn Tage verflossen.

Die Binde war von den Augen des Kommerzienrats genommen, und zum erstenmal sah er wieder das Tageslicht, das durch die Vorhänge im Zimmer herrschte. Es war ein weihevoller Augenblick, als Helmbrecht, auf den Arm der Gattin gestützt, den Jubelruf ausstieß: „Licht!“

Er umarmte sein Weib und küßte es, er faltete die Hände über ihrem Haupte und betete und wehrte den Tränen, die für die in Heilung begriffenen Augen schädlich gewesen wären.

Eng an ihn geschmiegt stand Frau Helmbrecht, und ein Freudenschein verklärte die blassen, abgemagerten Wangen. Ein Licht in der Trübsal, ein Freudentropfen in dem Becher voll Wermut.

„Wo ist Inge, warum begleitete sie dich nicht, Elisabeth?“

„Inge war krank, Lieber — — — sie darf noch nicht ausgehen.“

Krank? Und das verschwiegst du mir?“

„Wozu sollte ich dich unnütz ängstigen? Es steht Gottlob besser mit ihr.“

„Und wo ist Grunow?“

Ein eiskalter Strahl überlief ihren Rücken.

„Er ist verreist.“

„Jetzt gerade, wo Inge krank ist?“

„Zur Sorge liegt kein Anlaß vor und — — seine Reise war auch wichtig und unaufschiebbar.“

Frau Helmbrecht wunderte sich selbst, mit welchem Mut und welcher Gelassenheit sie die Lüge aussprechen konnte. An Inges Lager hatte sie sich freilich darin geübt, und es war dort wie hier eine fromme Lüge. Helmbrecht merkte darum auch nicht das Geringste. Er war noch erfüllt von dem Gnadengeschenk, das der Himmel ihm mit der Wiedergabe seines Augenlichtes beschert hatte.

Der Professor wünschte, daß er noch einige Zeit in der Klinik bliebe, und Frau Helmbrecht war sehr einverstanden damit. Der Gatte bedurfte noch in jeder Hinsicht der Schonung, und die Aufregung, der Schreck, der ihm daheim nicht erspart bleiben konnte, mußte nachteilig wirken.

Inge erholte sich langsam aber stetig. Mit der Zunahme ihrer Kräfte kehrte aber auch die Erinnerung, zuerst aus nebelhafter Ferne, verschwommen und ungewiß zurück, aber sie fing doch an, sie zu ängstigen und aufzuregen.

Eines Tages fragte sie die Mutter, wo Hans eigentlich sei, und warum er garnicht einmal schreibe.

Frau Helmbrecht erschrak, obgleich sie diese Frage schon längst mit bangem Herzklopfen erwartet hatte.

„Er schrieb ja, Kind.“

„Mutter, Mutter, du verbirgst mir etwas — es ist nicht so, wie du sagst.“

„Aber Inge, mein Kind.“

„Nein, täusche mich nicht länger, Mutter. Ich habe die Erinnerung an etwas Schreckensvolles, das meiner Krankheit vorangegangen sein muß, oder sie gar hervorgerufen hat. Ich bitte dich, sage mir alles. Fürchte nichts, ich bin stark genug, das Schwerste zu ertragen. Wo ist Hans? — Mir träumte — — du — — Mutti, du zitterst — — du bist so bleich — —“

Inge hatte sich in ihrem Bett aufgerichtet, sie nahm der Mutter Hand und sah ihr flehend in die Augen.

Ein Schwindel erfaßte Frau Helmbrecht. Sie wußte, daß jetzt die Entscheidung kam. Das Leben der Tochter hing davon ab, was sie antworten würde. Sie legte den Arm um sie und zog sie an sich:

„Mein liebes Kind — — versprich mir — — ruhig zu sein — — dich nicht aufzuregen.“

„Ich will ruhig sein, Mutti, — — nur sage mir endlich: Was ist mit Hans geschehen? — — Ist es wahr, was ich zu träumen glaubte — — — er wollte mich verlassen — er hat — — er — — ist —“

Frau Helmbrecht seufzte schwer auf und noch einmal versuchte sie, die Wahrheit, wenn auch nicht zu umgehen, sondern zu bemänteln.

„Es wird sich alles als unrichtig erweisen — — ein Verdacht ist so leicht erweckt.“

Inge schüttelte langsam den Kopf. Ihre Augen sahen mit todestraurigem Ausdruck zur Mutter auf, und ihre Stimme klang unheimlich ruhig.

„Was hat er — — getan, Mutti?“

„Inge — — ich bitte dich — — frage nicht weiter.“

„Doch — — ich muß alles wissen, verschweige mir nichts — — die Qual tötet mich.“

Da ermannte sich die Mutter, und stockend, auf Umwegen, erfuhr Inge die ganze Schmach und Schande. Aber sie brach diesmal nicht zusammen.

In den bangen Stunden, wo sie regungslos im Bett liegen mußte, hatte sie gegrübelt und gegrübelt, und ihre Fantasie, auf der Erinnerung aufgebaut, hatte sie der Wahrheit ziemlich nahe gebracht. Darum hatte sie jetzt aus dem Munde der Mutter nicht die niederschmetternde Wirkung wie damals, als Amtsrichter Volkmann ihr von ihres Gatten Flucht und von der beabsichtigten Verhaftung desselben gesprochen hatte. Frau Helmbrecht bewunderte ihrer Tochter Fassung.

„Du warst so traurig, mein Kind, als du erfuhrst, daß du nun die Hoffnung auf ein Mutterglück aufgeben mußtest; danke Gott, daß er sie dir nahm.“

Inge nickte trübe.

„Ich verstehe dich, Mutti. Und — wann — ist die Gerichtsverhandlung?“

„Volkmann sagte mir, in allernächster Zeit, die Untersuchung ist beendet.“

„Und — — wenn er nun — — schuldig befunden — — wie lange wird seine Strafe währen?“

„Ich weiß es nicht — — einige Jahre gewiß; doch bis dahin bist du frei, nichts soll dich mehr an ihn ketten, kein inneres, kein äußeres Band.“

Inge wandte sich ihr mit erstauntem Blick zu.

„Was meinst du damit, Mutti?"

„Eure Ehe wird geschieden werden."

„Ah," sie wurde leichenblaß, aber sie erwiderte fest: „Nein — — sie wird nicht geschieden werden."

„Inge, wie soll ich das verstehen?"

„Meine Pflicht ist es, dann wieder zu ihm zurückzukehren. Ich habe vor dem Altar gelobt, Freud und Leid mit ihm zu teilen, bis daß der Tod uns scheidet. Denke doch nur, wenn ich ihn nun auch noch verließe, müßte er nicht ganz zugrunde gehen? Ich will ihn aufzurichten suchen, ihm helfen, ein besserer Mensch zu werden. Im Grunde ist er nicht schlecht, nur leichtsinnig — — glaube es mir, Mutti."

„Ja, Inge, ja — — aber dein Leben, deine Stellung — denkst du denn garnicht an dich?"

„Wir könnten ins Ausland, vielleicht nach Amerika oder Deutsch-Afrika gehen, wo man uns nicht kennt."

„O Gott," stöhnte Frau Helmbrecht auf und: „Laß es nicht zu, daß dieses großmütige Herz ein solches Opfer bringt," fügte sie innerlich hinzu.

Aber all ihr Bitten und Flehen, alle vorgebrachten Vernunftgründe hatten keinen Erfolg; sie blieb fest. Sie wollte nicht einmal davon wissen, mit den Eltern nach Buchenau zurückzuziehen; sie müsse in seiner Nähe bleiben, könne ihn vielleicht im Gefängnis besuchen und ihm Mut zusprechen, meinte sie. Doch Frau Helmbrecht drang so lange in sie, bis sie endlich einwilligte, vorläufig mit nach Buchenau zu kommen.

Die Befürchtungen, die Frau Helmbrecht infolge der erklärenden Aussprache mit Inge gehegt hatte, trafen nicht ein. Im Gegenteil nahmen Inges Kräfte jetzt rapid zu.

Auch mit Helmbrecht ging es schnell bergauf. Das Glück, sein Augenlicht wieder zu haben, gab ihm seine alte Kraft und Energie zurück, und er konnte es kaum erwarten, bis der Professor ihm endlich die erste Ausfahrt gestattete.

Die beiden Frauen begrüßten ihn denn auch mit der erwarteten freudigen Ueberraschung, und es entging ihm, wieviel Schmerz und Furcht dieser Freude beigemischt war. Helmbrecht nahm nun Inge in seine Arme und sah ihr prüfend ins Gesicht.

„Du bist kränker gewesen, als man mir mitteilte, Inge — — dein Gesicht ist schmal und blaß."

Inge lächelte.

„Ich soll ziemlich krank gewesen sein, Väterchen — doch jetzt bin ich gesund und bald wieder deine alte Inge." Sie lehnte sich schmeichelnd an seine Brust.

„Wo steckt eigentlich Grunow?" Ist er noch immer verreist?" fragte er jetzt.

Inge schwankte plötzlich in seinem Arm, so daß er sie festhalten mußte.

„Was hast du, Kindchen, ist dir nicht gut?" Er geleitete sie sorgsam zum Sessel, und sie sank erschöpft darauf zurück.

„Komm, Karl!" nahm Frau Helmbrecht jetzt das Wort, „lassen wir Inge eine Weile allein; sie bedarf noch immer der Ruhe."

Helmbrecht folgte seiner Gattin willig in ein anderes Zimmer, das außer Hörweite des ersteren lag.

„Was ist mit Inge, mit Grunow, Elisabeth? Ihr verschweigt mir etwas," fragte er, als sie allein waren.

„Ja, Karl, allerdings," gab sie zur Antwort und suchte mit Mühe ihre Ruhe aufrecht zu erhalten. Die Aufgabe, die ihr jetzt bevorstand, dem ahnungslosen Gatten das Furchtbare zu enthüllen, war wohl eine der schwersten, die sie zu erfüllen hatte. Und sie tat es schonend und gefaßt.

Helmbrecht war kräftig genug, um das Gehörte zu ertragen, aber sein Gesicht wurde fahl vor Schreck und Entsetzen und anfangs fand er kein Wort darauf. Aber dann brach es aus ihm los, ein Sturm der Empörung.

„Das arme Kind soll frei werden!" schloß er endlich, „nichts soll es mehr an den Verbrecher ketten."

Es wurde Frau Helmbrecht sehr schwer, ihm daraufhin Inges Entschluß, zu ihrem Gatten nach Verbüßung seiner Strafe wieder zurückkehren zu wollen, mitzuteilen.

Helmbrecht fuhr denn auch, wie sie erwartet hatte, zornig auf:

„Niemals — — ich dulde es nicht. Inge muß vor allen Dingen aus dieser Umgebung, die sie an ihr herbes Geschick erinnert, fort!" Er fragte deshalb den Arzt, ob eine Uebersiedelung nach Buchenau schon jetzt stattfinden könne.

„Mit Vorsicht kann es in einigen Tagen geschehen."

Und nun machte Helmbrecht seine Familie mit seinem Entschluß bekannt. Inge war bleich vor Schreck geworden und wollte davon nichts wissen. Sie begegnete diesmal aber einem so entschiedenen Machtspruch des Vaters, wie sie ihn ihr gegenüber kaum je gehört hatte. Sie bat darum nur unter Tränen, wenigstens noch so lange bleiben zu dürfen, bis das Gericht entschieden habe.

Der Arzt riet Helmbrecht, ihr zu Willen zu sein, und da die Verhandlung bereits in drei Tagen stattfand, so legte er diese Zeit höchst widerwillig zu.

Es war am Morgen des Tages, der das Verdammungsurteil über ihren Gatten sprechen sollte.

Inge lag nach Vorschrift des Arztes noch im Bett und trank den Kaffee, den die Mutter ihr gebracht hatte.

Da wurde draußen an der Entreetür geläutet.

Amtsrichter Vollmann fragte nach Herrn Helmbrecht. Helmbrecht empfing den ihm bereits bekannten Amtsrichter freundlich und fragte, was ihn so früh zu ihm triebe.

Vollmann sah außergewöhnlich blaß und verstört aus und reichte ihm die Hand.

„Herr Kommerzienrat — — ich bin der Ueberbringer einer schlimmen Nachricht und es ist gut, daß ich Sie allein sprechen kann."

„Was ist geschehen? Sprechen Sie, Herr Amtsrichter! Kann es noch Schlimmeres geben, als uns bereits widerfahren ist?"

„Rechtsanwalt Grunow — — hat in dieser Nacht seinem Leben — — durch Erhängen ein Ende bereitet."

Helmbrecht griff nach der Lehne des Stuhls, um sich darauf zu stützen. Im nächsten Augenblick richtete er sich empor und drückte die Hand des Amtsrichters.

„Ich danke Ihnen," sagte er dumpf. „Sie brachten mir allerdings eine Schreckensbotschaft, und ich zittere in dem Gedanken an meine arme Frau und an meine arme Inge. Wie werden sie den neuen Schicksalsschlag aufnehmen? Ich erkenne eine Fügung des Himmels darin. Es war vielleicht der beste Ausweg."

Vollmann zog langsam zwei Papiere aus seiner Brusttasche.

„Herr Kommerzienrat, diese beiden Briefe gab mir der Staatsanwalt soeben zur Beförderung mit; sie wurden in der Zelle des Unglücklichen gefunden."

Helmbrecht nahm die Briefe und las mechanisch die Aufschrift:

„An Frau Inge Grunow" — — die zweite „An Herrn Kommerzienrat Helmbrecht". „Ich werde sie einstweilen behalten und weitergeben, wenn die Zeit dazu gekommen ist."

Amtsrichter Vollmann verabschiedete sich mit teilnahmsvollem Händedruck, und Helmbrecht suchte schweren Herzens die Seinen auf.

Es war eine erschütternde Szene, die nun folgte. Inge lag, nachdem sie begriffen hatte, was geschehen war, besinnungslos und bleich wie eine Leiche in ihren Kissen. Sie erholte sich schneller als damals, aber sie saß mit starren, glanzlosen Augen teilnahmslos und apathisch da.

Helmbrecht glaubte mit der Erledigung seiner Aufgabe, die Seinen von dem Vorgefallenen zu unterrichten, das Schwerste überstanden zu haben.

Er ahnte nicht, daß auch ihm noch etwas beschieden war, das wie ein gewaltiger Sturm an ihm rütteln, seinen Mut zum ferneren Leben untergraben, den Gleichmut seiner Seele erschüttern sollte.

Den Brief an Inge legte er unerbrochen beiseite; sie sollte ihn erhalten, sobald sie stark und kräftig genug dazu war. Was hatte aber Grunow ihm noch zu schreiben? Ein Bekenntnis seiner Schuld — eine Schilderung seiner Beweggründe — — oder vielleicht eine Anklage gegen ihn, der ihm die Mittel, seine Schulden zu decken, verweigert hatte? Ach, wenn er hätte helfen können!

Die Summen, die Grunow gefordert und deren Höhe ihn verblüfft hatten, hatten so wie so schon ein gewaltiges Loch in das Betriebskapital der Fabrik gerissen, und es mußte fleißig gearbeitet werden, um sie wieder einzubringen.

Helmbrecht trennte den Umschlag auf und machte so seinen Gedanten selbst ein Ende.

„Sehr geehrter Herr Kommerzienrat."

Helmbrecht beachtete diese fremdklingende Anrede — Grunow pflegte ihn sonst „mein lieber Schwiegervater" anzureden — — nicht, sondern las weiter.

Da — was war das? — —

Seine Augen öffneten sich immer weiter, sein Gesicht wurde kalkweiß und seine Hände zitterten — — er las — und las — plötzlich entrang sich ein furchtbarer Aufschrei seiner Brust, und das Papier glitt zu Boden. Sein Kopf aber sank wie niedergeschmettert auf die Tischplatte.

Die starke Eiche, die allen Stürmen des Lebens bis hierher getrotzt hatte, lag nun zerschmettert, gebrochen am Boden. Wie ein Wahnsinniger packte es ihn, er ballte die Fäuste und ein wilder Fluch drängte sich auf seine Lippen. Der Tote hatte ihm alles geraubt, was ihm teuer war, jetzt nahm er ihm noch den mühsam errungenen Frieden seiner Seele.

Es dauerte lange, ehe Helmbrecht sich so weit überwand, den Brief aufzuheben und zu Ende zu lesen. Sein Geist weilte weit ab, er suchte das Bild des einen, der unvergeßlich in ihm lebte und den seine eigene Verblendung, seine grausame Strenge für immer aus seiner Nähe verbannte.

Der Brief Grunows lautete:

„Sehr geehrter Herr Kommerzienrat!

Wenn Sie diese Zeilen in den Händen halten, weilt der Schreiber bereits unter den Toten. Schmach und Reue drückten ihn zu Boden, das Leben war ihm verhaßt.

Ehe ich aber scheide, will ich mein Herz von der Gewissensqual langer Jahre erleichtern. Nicht von der Schuld, die mich jetzt an den Abgrund und ins Gefängnis brachte, will ich reden, obwohl sie schwer genug wiegt. Der erste Schritt vom Wege führte zum Verderben. So war es auch diesmal. Als ich mich zum ersten Male an fremdem Geld vergriff, geschah es mit der Absicht, es nur für unbestimmte Zeit zu entlehnen. Doch die Schulden häuften sich, mit der einen Summe deckte ich die andere, bis mir die Schlinge am Halse saß und ich meine einzige Rettung in der Flucht sah — — doch nicht davon wollte ich sprechen. Lassen Sie mich kurz sein — — die Zeit drängt.

Sie wissen, daß ich der Freund Ihres Sohnes Georg war und daß meine Tante Beate Wegner die Stelle der fehlenden Hausfrau bei Ihnen vertrat. Ich verkehrte viel in Ihrem Hause und war mit allem vertraut, was darin vorging. Ich hatte trotz meiner Jugend — ich war achtzehn Jahre, also zwei Jahre älter als Georg — schon allerlei Passionen.

Ich machte heimlich Schulden und sah keinen Ausweg, sie bezahlen zu können. Meine Tante, die ich um Hilfe anging, schlug sie mir rundweg ab; sie hätte nicht soviel, um auch noch für einen leichtsinnigen Neffen zu sorgen, sagte sie. Mein fortgesetztes Drängen ließ sie mir endlich einen Weg zeigen, mir Geld zu verschaffen. Es war ein teuflischer Plan, und hätte ich ihn damals schon in seiner ganzen Tragweite durchschaut, wäre ich nimmermehr darauf eingegangen. Als mir die Sache klar wurde, war es zu spät — es war geschehen. Ich will mich nicht weiß waschen und meine Schuld nicht zu beschönigen suchen. Dennoch muß ich es aussprechen: Ich bin das Opfer eines ehrgeizigen, leidenschaftlichen Strebens, dem keine Hindernisse unüberwindlich waren, geworden.

Lassen Sie mich in meiner letzten Stunde ganz offen sein. Meine Tante hatte nur ein Ziel vor Augen: Frau Kommerzienrat Helmbrecht zu werden, und auf dem Wege zu diesem Ziel stand ihr einer im Wege — Georg.

Georg machte aus seiner Abneigung gegen sie kein Hehl, und das wäre wohl ein wichtiger Faktor gewesen, seinen Vater in seiner Wahl zu bestimmen. Auch konnte sie alle ihre kleinen Manöver in Gegenwart des erwachsenen Sohnes nicht ausführen. Sie sann also auf Mittel und Wege, ihn zu entfernen und unschädlich zu machen, und ich war ihr das Werkzeug zu diesem Plan, wenn damals auch nichtsahnend.

Sie verschaffte mir auf rätselhafte Weise einen Nachschlüssel zu Ihrem Privatkontor, und ich holte mir zuweilen nächtlicherweise eine Summe, die ich gerade brauchte, aus der Kassette. Ich könnte ja alles bei Gelegenheit zurückgeben, meinte sie, und Sie würden dann denken, einen Rechenfehler gemacht zu haben. Ich solle vor allem recht vorsichtig sein und mich nicht erwischen lassen. — — Meine Gläubiger und die Angst vor meinem strengen Vater ließen mich den Schritt wagen. Zu meinem Schreck wurde der Diebstahl entdeckt, doch meine Tante beruhigte mich. Durch sie erfuhr ich von Ihren Nachtwachen und stellte, also gewarnt, meine Raubzüge ein, um sie, sobald die Luft rein war, zu wiederholen. Aber schon nach meinem ersten Gang — — diesmal hatte ich eine bedeutende Summe entwendet — — sagte sie mir, daß es das letztemal gewesen sei: ich dürfte künftighin diese Quelle nicht mehr benutzen —

Was nun folgte, kam so schnell, daß es mich vollständig verwirrte. Ich erfuhr, natürlich wieder von meiner Tante, denn sonst ahnte niemand darum, daß man Georg beschuldigte, daß man bei ihm den Nachschlüssel und eine Blendlaterne gefunden habe. Da gingen mir mit einem Male die Augen auf. In meiner ersten Empörung und Aufwallung wollte ich zu Ihnen gehen und Ihnen alles gestehen, doch sie hielt mich gewaltsam zurück. Und ich, ein unerfahrener Mensch, ließ mich von ihr überreden — — ich schwieg. Das einzige, was ich für Georg tun konnte, war, Ihnen seine Unschuld zu versichern. Sie glaubten mir nicht, und damit wurde die Absicht Tante Beates zur Wahrheit.

Georg wurde nach Amerika verbannt und sie hatte freies Spiel. Noch einmal, ein letztesmal wurde ich schwankend, als Georg Abschied von mir nahm. Und es bedurfte aller ihrer Ueberredungskunst und Warnungen, mich nicht ins Verderben zu bringen, um mich auch hier wieder schweigen zu lassen. Ihr Trost, Sie würden Georg bald wieder zurückrufen und alles würde vergessen sein, verfing bei mir nur zu gut. Ich beruhigte mein Gewissen. Zudem wurde mein Vater weit fort versetzt, und es gab bald nicht mehr viel, was mich an diese Episode meines Lebens erinnerte. — — Was weiter geschah, wissen Sie so gut wie ich. Es gelang meiner Tante nicht, Ihre Zuneigung zu erwerben. — — Sie wählten eine andere zur Gattin. Diese Gattin haßte Tante Beate, so wenig sie es Ihnen zeigte. Sie ging bald nach Ihrer Verlobung von Ihnen fort und kam zehn Jahre später zu mir. — — leider, denn sie wurde auch jetzt wieder der Dämon meines Lebens.

Um mein wiedererwachtes Gewissen zu betäuben, wurde ich zum Spieler — — es ging bergab mit mir. Da zeigte sie mir wieder einen Rettungsweg — — die Heirat mit Inge, die sie, als Ihre einzige Erbin, für reich hielt. — — — Herr Kommerzienrat, ich habe Ihnen Ihren Sohn geraubt und darauf auch die Tochter. Doch wie sehr Sie mich auch verdammen mögen — in Bezug auf Inge müssen Sie mich freisprechen. Es ist richtig, daß ich kam, nur um das „reiche" Mädchen zu freien, aber alle diese Wünsche gingen unter in heißer Liebe zu ihr. Ich habe Inge geliebt, wie man nur ein Weib lieben kann, und daß sie mich jetzt verachten und verabscheuen muß, das ist es, was mich aus dem Leben treibt. Meine reine, stolze Inge soll von dem Manne befreit werden, der ihr so viel Kummer und Schande gemacht hat. Das ist das Einzige, was ich noch für sie tun kann. Ich schreibe ihr selbst noch einige Abschiedsworte: das soll meine Henkersmahlzeit sein

Sie aber, Herr Kommerzienrat, können mir nicht vergeben, ich weiß es und darum bitte ich nicht darum. Nur bitte ich: Verurteilen Sie mich nicht zu hart — bedenken Sie, daß man mich zum Verbrechen zwang, als mein Charakter besserungsfähig war. Aus allen meinen besseren, edleren Gefühlen rettete ich nur eines: Meine Liebe zu Inge. — —

Mein Haß gegen die Zerstörerin meines Glückes ist grenzenlos. Dennoch habe ich sie nicht dem Gericht überliefert, obgleich sie meine Mitschuldige auch bei diesem letzten Verbrechen war. Auf meiner Flucht über Hamburg übergab ich ihr einen großen Teil meines Geldes, wie sie sich ausbedungen hatte. Seit meiner Verhaftung habe ich nichts mehr von ihr gehört. Aus der Zeitung wird sie jedoch mein Geschick entnommen und ihre Maßregeln danach getroffen haben. — Das ist alles, was ich Ihnen zu sagen hatte. Ich fühle mich nach diesem Bekenntnis leichter und sehe dem Tod gefaßter ins Auge. Und wenn es Ihnen später möglich ist, so verdammen Sie nicht ganz

Ihren unglücklichen Hans Grunow."

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

Nächtliche Hasenjagd mit einem Fahrrad

Utrecht. Auf einer Straße bei Utrecht fuhr dieser Tage spätabends ein Radfahrer, dessen Rad mit einer grell leuchtenden Azetylenlampe versehen war. Plötzlich tauchte in dem Lichtbündel ein Hase auf, der, als er das Rad auf sich zukommen sah, aus dem Lichtkegel zu verschwinden trachtete, aber zu seinem Unglück dieselbe Richtung wählte wie der Radfahrer und so im Lichtschein blieb. Der Hase lief, hell beleuchtet, auf der Straße der Stadt zu und hinter ihm sauste der Radfahrer daher. Diese eigenartige Jagdszene rief, als Wild und Jäger die Stadt erreicht hatten, riesiges Aufsehen hervor und bald entwickelte sich eine laute Treibjagd, da sich zahlreiche Personen, unter ihnen auch einige Polizisten, dem Radfahrer anschlossen. Als die Jagdgesellschaft vor dem Hause der Feuerwehr vorbeikam, versuchten einige Feuerwehrleute den Hasen in die entgegengesetzte Richtung zu treiben, aber das Resultat war bloß, daß die beiden Treibergruppen aufeinanderstießen, ohne Meister Langohr zu erwischen, der gegen einen Kanal zu rannte und sich ins Wasser stürzte. Der Radfahrer aber, der schon den Hasenbraten roch, wollte sich die Beute nicht entgehen lassen und warf sich kopfüber in den Kanal. Es gelang ihm auf diese Weise tatsächlich, den Hasen bei der Blume zu fassen. Doch als er, den Hasen stolz in die Höhe haltend, das Ufer hinaufstieg und auf die Straße trat, erwartete ihn eine böse Ueberraschung. Die an der Jagd beteiligt gewesenen Polizisten fragten ihn nach seiner Jagdkarte und da er keine vorweisen konnte, beschlagnahmten sie die Jagdbeute. Der Hase wurde aufs nächste Polizeikommissariat gebracht, wo man ihm in einem Korb ein bequemes Lager herrichtete. Nun entsteht aber die juristische Streitfrage: Wem gehört der Hase? Die Polizei dürfte die Frage in der Weise lösen, daß sie dem Tier den Laufpaß gibt.

Hoch klingt das Lied ...

London. Ein junger indischer Bauer namens Marange, wohnhaft in einem Dorfe bei Poona, entdeckte eines Morgens daß ein Tiger seinen schönsten Ochsen gefressen hatte. Da ihm dies über den Spaß ging, bewaffnete er sich mit einem dicken Stock und ging aus, den Missetäter zu suchen. Dieser, bis zum Platzen mit Rindfleisch angefüllt, hatte sich inzwischen in einem Felde zum wohlverdienten Schlaf niedergelegt. In diesem Zustande wurde er von Marange angefunden.

In Maranges Kopf ging jetzt folgende Erwägung vor sich: Ein wachender Mann gegen einen schlafenden Tiger, das ist kein ehrlicher Kampf. Das natürliche Anstandsgefühl fordere, daß man den Tiger, bevor man ihm mit dem Stock zu Leibe rücke, erst einmal wecke. Gedacht, getan, und zwar mittels ein paar Steinwürfen, die die schlafende Bestie emporschnellen ließen. Hatte aber der Tiger gemeint, jetzt sei er der schwersten Gefahr entronnen, so hatte er sich geirrt. Denn der Tiger mochte noch so geschmeidig gegen seinen menschlichen Partner anspringen, dieser erwies sich als gewandter. Die tödlichen Klauenschläge verpufften in der Luft, dagegen saßen Maranges wohlgezielte Stockschläge auf den Kopf des Tieres. Der Kampf dauerte 20 Minuten. Dann brach der — Tiger zusammen, und die Dorfbewohnerschaft, die mit Entsetzen und in gehöriger Entfernung dem Duell beigewohnt hatte, konnte feststellen, daß die Hirnschale der Bestie zerschmettert war. Allerdings mußte auch Marange ins Krankenhaus, aber er hatte nur Kratzwunden und sieht jetzt seiner völligen Genesung entgegen.

Amerikanische Reklame

Neuyork. Auf dem letzten Kongreß der amerikanischen Feuerversicherungsgesellschaften wurde die Durchführung einer neuartigen gemeinsamen Reklame beschlossen. Das erste Erzeugnis dieser Propaganda flog den amerikanischen Haushaltungen dieser Tage in einer Auflage von 20 Millionen Exemplaren ins Haus. Das Titelblatt zeigt ein hübsches Wohnhaus und im Hintergrund das Gespenst des Feuers. Beim Aufschlagen des Prospektes nimmt man sofort den Geruch verbrannten Holzes wahr. Der Begleittext lautet:

„Wenn Sie diesen Geruch feststellen, ist es zum Abschluß einer Versicherung zu spät! Versichern Sie sich daher sofort bei der X-Gesellschaft!"

500 000 Tote in sechs Jahren in Polen durch die Schwindsucht

Während der polnische Staat für das Militär — ohne den militärischen Grenzschutz — jährlich zirka 840 000 000 Zloty übrig hat, ist er bei der Ausgabe von Geldern für den Bau von Häusern, gemeinnützigen Anstalten usw. äußerst sparsam. Dasselbe gilt auch von der Bekämpfung gewisser Volksseuchen, wie vor allem der Tuberkulose (Schwindsucht), für die sich im Staatsbudget nur 1 Million 50 Tausend Zloty jährlich finden. Daß dies nichts weiter ist als ein Tropfen Wasser auf den heißen Stein, zeigt die immer größer werdende Verbreitung der Schwindsucht und die immer größere Zahl ihrer Opfer. In einem aufsehenerregenden Vortrag hat der Vorsitzende der Gesellschaft für den Kampf gegen die Schwindsucht, Prof. Janiszewski erklärt, daß Polen in den ersten sechs Jahren seines Bestehens nicht weniger als 500 000 Tote durch die Schwindsucht gehabt hat.

Ein kommunistischer Abgeordneter übers Knie gelegt

Chemnitz. Der Gewaltige der einst stärksten mittelwestfächsischen Kommunistenmetropole Limbach, der ehemalige Landtagsabgeordnete Bruno Granz, erging sich am Wahlsonntag in den Straßen Limbachs, um zu sehen, ob seine Jünger auch genügend Propaganda für die Kommunisten machten. Auf der Helenenstraße wurde ihm unter anderem von einem jüngeren Angehörigen der Nationalsozialisten ein Flugblatt überreicht, und Granz hatte nichts Eiligeres zu tun, als dem jungen Mann eine Ohrfeige zu verabreichen. Um nun aber nicht mit anderen Nationalsozialisten zusammenzustoßen, schlug sich Granz seitwärts in die Büsche, das heißt, er riß regelrecht aus, sprang über einen Gartenzaun, wobei er sich (das sei nur nebenbei erwähnt) den Hosenboden zerriß und wurde auf der anderen Seite von einem Nationalsozialisten gestellt, der ihn anscheinend schon erwartet hatte.

Nun passierte dem Sowjetgewaltigen, was er nicht erwartet hätte und was seinen bisher schon zweifelhaften Ruf besonders ins Wanken gebracht hat. Der Nationalsozialist nahm sein Koppel ab, legte Bruno Granz kunstgerecht hin und bearbeitete ihn mit dem Lederriemen, so wie man einen unartigen Schulbuben züchtigt. Und hörte auch nicht eher auf, bis das verlängerte Rückgrat Brunos eine intensive Schwellung angenommen hatte. Ueber dieses Vorkommnis hat die Einwohnerschaft Limbachs naturgemäß herzlich lachen müssen, aber, das ist das bitterste für den Gezüchteten, seine Gesinnungsgenossen, die mit ihm im Konsumverein arbeiten und die er mit aller Strenge seine despotische Hand fühlen läßt, gönnen ihm selbst diesen Reinfall.

Die Wochenschau als Scheidungsgrund

Berlin. Plötzlich gab es in dem großen Berliner Kino einen Aufschrei aus weiblichem Munde. Gerade an der Stelle, an der in der Wochenschau die Bilder von den Zuschauermengen bei einem englischen Sportfest erschienen; später, als man das Kino verließ, sah man im Foyer eine aufgeregte, sichtlich blasse Dame mit verweinten Augen auf den Geschäftsführer einsprechen.

Und den Rest erfuhr man in diesen Tagen vor der Scheidungskammer eines Berliner Landgerichts. Der Gatte jener Dame aus dem Kino war seinerzeit zu geschäftlichen Zwecken nach England gefahren. Er hatte unterwegs so viel zu tun, daß er kaum dazu kam, seiner Frau ein paar Zeilen zu schreiben. Und sie saß währenddessen still und sittsam in Berlin. Kaum, daß sie einmal ein Kino aufsuchte. Und dann, an jenem Abend, sah sie ihren Mann in der Wochenschau. Aber nicht allein. Sondern neben ihm stand untergehakt eine etwas allzu elegante Dame, die mit ihm sehr vertraut zu sein schien. Das war zu viel für ihr eheliches Gemüt. Sie erreichte es mit Bitten und Tränen, daß der Geschäftsführer des Kinos ihr ein Bildchen aus der betreffenden Stelle der Wochenschau herausschneiden ließ. Dieses Bild lag also jetzt auf dem Tisch der gestrengen Herren in Robe und Talar.

Gegen dieses Bild war der Ehemann machtlos. Da half kein Leugnen mehr. „Ehewidriges Verhalten" konstatierte Salomo und schied die Ehe aus dem alleinigen Verschulden des Mannes.

Die Wochenschau als Scheidungsgrund. Immerhin, immerhin: Perspektiven eröffnen sich da.